Wolfgang Haubrichs

Einleitung

Der Verduner Autor Laurentius von Lüttich berichtet im zwölften Jahrhundert von einer großen Untat und einer großen Buße des Grafen Gottfried der Bär-tige. Dieser hatte im Jahre 1047 die widerspenstige Stadt an der Maas, Verdun eben, erobert, geplündert und – das war das eigentliche Sakrileg – auch die der Gottesmutter geweihte Kathedrale niedergebrannt. Was tun, um die Vornehmste aller Heiligen zu besänftigen? In gegenseitigem Einverständnis mit dem Bischof musste der hochgestellte Adlige als nackter Büsser in die Stadt einziehen und, auf den Knien zum Hauptaltar der verbrannten Bischofskirche rutschend, sich daselbst, also im Angesicht der Maria und ihres göttlichen Sohnes, öffentlich auspeitschen lassen. Die schwere Buße lässt ihn die Versöhnung für seine sonstigen weltlichen Funktionen erlangen, in der weiteren Ausübung seiner Herrschaft behindert sie ihn nicht. Von einem Charakterwandel des Grafen ist nichts bekannt. Hier wird ganz deutlich, dass es nicht auf eine innere Umkehr oder eine innere Reue des Poenitenten ankam, sondern nur auf die Darstellung, den gewissermaßen ›aesthetischen‹ Vollzug der Buße. Sie ist ein Ritual, ohne das die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft nicht möglich war.

Umgekehrt hatte der Vollzug eines Rituals stets Folgen, war also nicht etwa ›leer‹, ja konnte sogar einen Anspruch begründen, der nicht leicht zu verweigern war. Dies machte sich 1077 der von Papst Gregor VII. gebannte und damit aus der Gemeinschaft der Christen ausgestoßene Heinrich IV. zu Nutze, als er in schwieriger politischer Situation Deutschland verließ, mitten im Winter die Alpen überquerte und vor der Burg Canossa als Büssender erschien und von dem dort weilenden, aber vermutlich doch überraschten Papst die Absolution, wenn auch nicht bedingungslos, erhält. So erzählt es Lambert von Hersfeld:

»Da kam der König, wie es ihm befohlen war, und da die Burg von drei Mauern umgeben war, wurde er in den zweiten Mauerring aufgenommen, während sein ganzes Gefolge draußen blieb, und hier stand er nach Ablegung der königlichen Gewänder ohne alle Abzeichen der königlichen Würde, ohne die geringste Pracht zur Schau zu stellen, barfuss und nüchtern vom Morgen bis zum Abend, das Urteil des Papstes erwartend. So verhielt es sich am zweiten, so am dritten Tage. Endlich am vierten Tag wurde er zu ihm vorgelassen und nach vielen Reden und Gegenreden wurde er schließlich [...] vom Bann losgesprochen«.

Dies war zweifellos ein politisch motiviertes Ritual, das jedoch im sinnentfälligen Vollzug seine normative Kraft entfaltete, ohne eine innere Dynamik zu verlangen. Der König absolvierte die Stationen des Schemas vor dem Papst und dem beiderseitigen Gefolge. Dem Autor Lambert von Hersfeld lässt sich auch entnehmen, dass Ritual und Bedingungen des Erfolgs ausgehandelt wur-

den, dass der Lossprechende eher unwillig handelte, dass er sich jedoch letzten Endes den Zwangsfolgen des bevorstehenden Aktes nicht entziehen konnte. Beim Chronisten folgt aber dem Kernritual noch ein weiteres, wohl erfundenes oder einer Sage entnommenes geistliches Ritual, in dem sich der Papst beim Messopfer in Anwesenheit des Königs vor dem Altar selbst verflucht, indem er das Urteil Gottes anruft, er möge tot umfallen, wenn die bisher erhobenen schweren Anschuldigungen des Königs gegen ihn zuträfen. Der Wagende besteht die Probe unter dem Beifall des Volkes und verlangt vom König nun ein Gleiches, nämlich sich durch Selbstverfluchung von den Anklagen seiner Gegner zu reinigen. Der König wagt es nicht. Der Papst hat den seltsamen Zweikampf gewonnen.

Das ist Literatur. Denn hier wird wie in den ›Maeren‹ des Mittelalters, Geschichten erfolgreicher oder gescheiterter Listen, die zunächst im Ritual der Lossprechung erlittene Niederlage durch einen Gegenschlag ausgeglichen. Lambert von Hersfeld hat also, indem er seine Erzählung nach einem Typus der internationalen Volkserzählung, dem ›Ausgleichstyp‹, ergänzte, das Ritual in Literatur überführt und seinen Bericht selbst literarisch ›ritualisiert‹.

Wolfgang Braungart, an dessen bedeutsamer Arbeit über ›Ritual und Literatur‹ (1996) sich dieses LiLi-Heft im Titel anlehnt, hat (S. 139) »die These vertreten, dass das Ritual seine spezifischen sozialen Funktionen übernehmen kann, weil es eine durch bestimmte formale Merkmale ästhetisch ausgezeichnete, wiederholte Handlung ist. Darin unterscheidet es sich von anderen konventionalisierten Wiederholungshandlungen. Zentrale Begriffe, die ich dabei eingeführt habe«, schreibt Braungart, sind »Selbstbezüglichkeit, Expressivität und Inszenierung, die sich in Wiederholungsstrukturen, Rhythmisierungen und Symbolisierungen zeigen. Das Ritual ist, so gesehen, ein sozial funktionales, agierend realisiertes Gesamtkunstwerk, an dem verschiedene ästhetische Gestaltungsverfahren und Medien beteiligt sind«.

Damit stellt sich aber auch die Frage, wie Literatur, vor allem narrative und performative Literatur als Institution sekundärer Modellbildung des Menschen mit dem Ritual umgeht, wie sie es integriert in die symbolische Modellierung von Realität und Transrealität, wie sie in ihrer Struktur die Formalität des Rituals aufzunehmen oder gar zu überwinden vermag, wie sie gar neues Ritual zu entwerfen vermag, wie man das ja etwa für das Gralsritual im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach diskutiert hat (z.B. Corinna Dörlich).

Mit den Möglichkeiten solchen Transfers von Ritual in Literatur befassen sich an konkreten Beispielen die meisten Beiträge dieses Heftes, zugleich auch mit den Mutationen des Rituals, die ihm in den Spielräumen der Literatur, die stets über die Praxis hinaus offen sind für neue Interpretation, widerfahren können. Jutta E m i n g (FU Berlin) analysiert in ihrem Beitrag »Ritualisierte Konfliktbewältigung bei Eilhart und Gottfried« zwei schwierige Episoden des Tristan-Stoffs, vor allem den Mordanschlag der Protagonistin Isolde auf ihre Vertraute und Dienerin Brangäne, bei zwei deutschen Autoren des hohen Mittelalters, Eilhart von Oberge und Gottfried von Straßburg, welche diese Episode

verschieden gestalteten . Die Arbeit geht von dem emotionsgeschichtlich wichtigen Ansatz aus, dass auch Emotionen (etwa in der Performanz des Gesichtsausdrucks, der Gestik, der Bewegung, der Phatik des Sprechens) Ritualen folgen und Autoren wiederum literarischen Traditionen des Beschreibens ritualisierter Emotionen. Spannend ist, dass in kontrastiver Analyse gezeigt werden kann, dass der Autor, der traditionellen Ritualstilen folgt – es ist Eilhart – die Szene kohärenter zu gestalten vermag, während dem quasi »modernen« Autor Gottfried, im Versuch, den Vorfall über die epische Erzählung hinaus auch psychologisch zu motivieren und zu individualisieren, eine Integration in die Erzählung nicht bruchlos gelingt.

Mit einem kurzen Forschungsbericht zur literarischen Darstellung rituell demonstrierter Gefühle, die »emotionale Gemeinschaften« (Barbara Rosenwein), deren kulturelle Praxis und Vorverständnisse voraussetzen, setzt Albrecht Classen (Tucson, USA) für seinen Aufsatz »Rituale des Trauerns als Sinnstiftung und ethische Transformation des eigenen Daseins im agonalen Raum der höfischen und postheroischen Welt« ein. Die historische Semantik der Trauer als einer zugleich individuellen als auch sozial integrierten Bußleistung untersucht er in zwei Fallstudien an der oft unterschätzten Geschichte von »Mai und Beaflo«, einer komplexen, sentimentgesättigten Liebesgeschichte mit problematisch agierenden, behindernd eingesetzten Elternteilen, und an den hyperbolischen Trauerakten um die toten Helden des »Nibelungenliedes« in der bald darauf entstandenen »Klage« des 13. Jahrhunderts, in der auch die Maskulinität etwa des Protagonisten Etzel, des Hunnenkönigs, unter der Exzessivität der Trauer zu verschwinden droht, wovon die Semantik des Emotionsrituals nicht unbeeinflusst bleiben kann.

Waren auch hier schon scheiternde oder sich auflösende Rituale zu beobachten, so umsomehr in dem Beitrag von Ruth Sassenhausen (Wuppertal) »Das Ritual als Täuschung. Zu manipulierten Ritualen im »Paffen Amis««, in der die Verkehrung, Manipulierung und Sinnentleerung benutzter Rituale in der um einen listig-klugen Kleriker gruppierten Schwankserie des Stricker (13. Jahrhundert) treffend charakterisiert wird. Wie schon im Beitrag von J. Eming zu der Fassung des Tristanstoffs als Thema angeschlagen, befasst sich weiterhin Christiane Witthöft (Münster) mit »Gottes Urteil oder Geist der Erzählung? Gerichtliche Zweikämpfe im Prosalancelot«. Sie zeigt, dass fiktionale Berichte von Zweikämpfen den wohl populären Glauben, dass dieses Rechtsritual die Wahrheit über Unschuld oder Schuld zu Tage bringen und gestörte Ordnung reetablieren könne, teilen. Freilich war solche Interpretation des Zweikampfs als Offenbarung des Gotteswillens in der theologischen und juristischen Literatur zunehmend umstritten. Im »Prosalancelot«, jener frühen deutschen Prosa-version eines großen arthurischen Entwurfs zum Untergange hin, wird dieses Motiv erzählungsstrukturierend eingesetzt und zugleich eigenartig reformuliert. Das wahrheitsträchtige Rechtsritual wird narrativ eingesetzt gerade dann, wenn weder Leser noch Figuren der Handlung die Wahrheit, um die es geht, bereits kennen, so dass sich von den Instanzen der Fiktion zumindest zwei außerhalb

des Wissens befinden, das erst vom Autor, als wäre er der Schöpfer, als solches in der narrativen Performanz des Rituals gesetzt wird.

Von der akademischen Analyse des Rituals zur akademischen Pragmatik des Rituals: Pierre Bourdieu hat den neuzeitlichen Gelehrten als ein statusunsicheres Geschöpf charakterisiert, das gerade deswegen umso anfälliger für hierarchisches Denken (und ehrende Formen der Vergangenheit) wurde. Burkhard D ü c k e r (Heidelberg) behandelt abschließend die im 19. Jahrhundert, im bürgerlichen Zeitalter als Wiederaufnahme geglaubter historischer, symbolischer Formen mit recht durchsichtigem Deutungs- und Wertungshorizonten aufgetretenen »Fackelzüge als akademische Rituale«, die zur Huldigung gegenüber dem Souverän, dann aber auch zur Erinnerung an bedeutende Ereignisse, und vor allem zur Ehrung von Professoren eingesetzt wurden. So wurden die Akteure der analytischen Entschlüsselung, Entzauberung und Entritualisierung der Welt und der Schrift (wie etwa ein Rudolf Virchow) selbst wieder ritualisiert.